

Zeitschrift

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition

Halle a. S., Mittwoch 22. September 1897.

Verleger Bureau

Der deutsche Kaiser in Budapest.

Zur Anwesenheit Kaiser Wilhelms in der Hauptstadt Ungarns... Der Kaiser hat die kaiserlichen Minister des Auswärtigen Grafen...

Deutsches Reich.

Der Kaiser wird endgültig Bestimmung zufolge am Nachmittage des 5. Oktober... Die Kaiserin im schlesischen Ueberzönnungsgeliebte.

Stadt eintritt.

Stadt eintritt, wird bekanntlich am folgenden Tage die Grundbesitzung der russischen Kavallerie auf dem von Großherzog von Sachsen...

Der deutsche Kaiser in Budapest.

Bei dem Diner sah Kaiser Wilhelm in der Mitte der Tafel... Am 20. September 1897, im Jahr des Kaiser Wilhelms...

Deutsches Reich.

Die Kaiserin im schlesischen Ueberzönnungsgeliebte... Die Kaiserin ist mit dem Gefolge, begleitet vom Oberpräsidenten...

Stadt eintritt.

Stadt eintritt, wird bekanntlich am folgenden Tage die Grundbesitzung... Die Kaiserin im schlesischen Ueberzönnungsgeliebte...



...schickte, um, soweit die Kräfte der ...

Derartige Erwartungen sind allen Staat ...

So liegt die Frage nahe, warum nicht ...

Niederlande. Die Thronrede.

Die Königin Beatrix eröffnete gestern ...

Spanien.

Kein Ultimatum der Vereinigten Staaten.

Afrika.

Neue französische Expedition? - Vertrag ...

Telegramme.

Berlin, 22. Sept. Das Einigungsamt ...

Wabasz, 22. September. Gestern Abend ...

Madrid, 22. September. Der Ministerpräsident ...

Das Heirathsräthsel der Marie Gussmann.

Nach Josef Gussmann aus Vorred ...

die Frage höher, ob die authentische ...

Aus Nah und Fern.

Verhaftung. Ein in einem Erdennarenhaus ...

Graufrauen in Hongkong. Ein deutscher ...

Neue Eisenbahnlinie. Das ist jetzt ...

Der Unfall wurde dadurch herbeigeführt ...

Die Königsberger Börsenagenten ...

Der Kampf Kaiser Wilhelm der Große ...

Währungsänderung. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

nicht des Schenken entsprang, der ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Widerstand. Der Brief war von ...

Widerstand. In der Stadt ...

Vertical text on the right edge of the page.

Die aus dem folgenden ... Die aus dem folgenden ...

Die aus dem folgenden ... Die aus dem folgenden ...

Die aus dem folgenden ... Die aus dem folgenden ...

Marktberichte.

Table with columns: Meinen, Roggen, Weizen, etc. and rows of market data.

Table with columns: Meinen, Roggen, Weizen, etc. and rows of market data.

Table with columns: Meinen, Roggen, Weizen, etc. and rows of market data.

an Grund heutiger eigener ... an Grund heutiger eigener ...

an Grund heutiger eigener ... an Grund heutiger eigener ...

an Grund heutiger eigener ... an Grund heutiger eigener ...

an Grund heutiger eigener ... an Grund heutiger eigener ...

an Grund heutiger eigener ... an Grund heutiger eigener ...

an Grund heutiger eigener ... an Grund heutiger eigener ...

an Grund heutiger eigener ... an Grund heutiger eigener ...

an Grund heutiger eigener ... an Grund heutiger eigener ...

an Grund heutiger eigener ... an Grund heutiger eigener ...

an Grund heutiger eigener ... an Grund heutiger eigener ...

an Grund heutiger eigener ... an Grund heutiger eigener ...

an Grund heutiger eigener ... an Grund heutiger eigener ...





[Nachdruck verboten.]

## Das Herz der Welt.

1) Von H. Rider Haggard.  
 Autoriſtke Ueberſetzung von Gertrude Hildebrandt-Eggert.

I.

Wie das Komplott mißlang.

Ich, Ignatio, der Schreiber dieſer Geſchichte und jezt ein Mann von zweiundſechzig Jahren, bin in einem kleinen Gebirgsdorf, das zwiſchen den Städten Michancalco und Tiapa liegt, geboren worden. Mein Vater war der erbeingeſessene Kazike des ganzen Diſtrictes und die Indianer liebten ihn ſehr.

Als ich ein Junge von ungefähr neun Jahren war, entſtanden im Lande allerhand Schwierigkeiten. Ich habe ſie nie recht begriffen, zum Theil auch die näheren Umſtände vergeſſen, denn es geſchah öfter dergleichen. Soviel ich mich jedoch entſinne, wurden ſie durch irgend eine Steuer veranlaßt, die die Mexikaner uns auferlegten. Jedenfalls verweigerte es mein Vater, ein großer Mann mit zornblickenden Augen, dieſe Abgabe zu entrichten. Nicht lange danach erſchien ein Trupp berittener Soldaten, der eine große Anzahl unſerer Leute niederschloß und einige der Frauen und Kinder mit fortſchleppte.

Meinen Vater nahmen ſie gefangen und am andern Tage ſtellten ſie ihn, während ſie meine Mutter und mich zuſehen zwangen, an den Rand einer Grube, hielten ihm die geladenen Gewehre vor den Kopf und drohten, ihn zu erſchießen, wenn er ihnen nicht ein Geheimniß, das ſie zu wiſſen begehrten, offenbaren würde. Seine einzige Antwort war die Bitte, ihn ſchnell niederzuſchießen, damit er von den Mosquitos, die ihn umſchwärmten, befreit werde.

Dennoch tödteten ſie ihn nicht, ſondern führten ihn in das Gefängniß zurück, wohin ich, geleitet vom Vater Ignatio, der ſein Vetter und mein Pathe war, gebracht wurde, um ihn zu beſuchen. Ich entſinne mich, daß es ein ſchmuziger Ort war, ſo heiß, daß man kaum athmen konnte. Vor der Thür hielten betrunkenen mexikanische Soldaten Waſche, die ab und zu drohten, mit uns indianiſchen Hunden ein Ende zu machen.

Mein Pathe nahm in einer Ecke der Zelle meinem Vater die Beichte ab und gab ihm etwas in die Hand. Dann rief mein Vater mich zu ſich, küßte mich und hing mir mit eigenen Händen das Ding um, das er eben vom Prieſter empfangen hatte. Er nahm es mir jedoch ſogleich wieder ab und gab es Ignatio in Verwahrung mit den Worten: „Sieh, daß der Junge, wenn er großjährig wird, das Ding bekommt und ſeine Geſchichte hört.“

Dann küßte mich mein Vater nochmals und ſegnete mich im Namen Gottes, während ihm heiße Thränen über die Wangen rollten. Darauf führte mich der Prieſter fort und ich ſah meinen Vater nie wieder, denn die Soldaten erſchoſſen ihn am nächſten Morgen und warfen ſeine Leiche in die Grube, die ſie dafür gegraben hatten.

Darauf brachte mein Pathe Ignatio meine Mutter und mich nach der kleinen Stadt Tiapa, deren Prieſter er war, doch bald darauf ſtarb meine Mutter an gebrochenem Herzen.

In Tiapa bewohnten wir das beſte Haus im Ort. Es war ganz aus Steinen gebaut und ſtand unmittelbar am Ufer eines wundervollen rauschenden Fluſſes, deſſen Waſſer ſo klar war, wie Kryſtall, und mehr als hundert Fuß tief unter unſern Fenſtern vorbeijoch.

Von Tiapa iſt wenig zu ſagen. Seine meiſten Bewohner waren zu jener Zeit Spißbuben und ſo ſchlechte Geſellen, daß mein Pathe, der Prieſter, von manchem ſelbſt auf dem Todtenbette die Beichte nicht hören wollte. Auch eine Kirche war dort. Ihr Dach war von den ſchönſten Orchideen überwachsen. Die Wege waren ſchlecht, ſo daß es, mit Ausnahme der trockenen Jahreszeit, ſchwierig war, von und nach der Stadt zu gelangen.

Hier, in dem verlorenen Erdenwinkel, wuchs ich auf. Nicht ohne Erziehung, denn mein Verwandter war ein gebildeter Mann und that, was er konnte.

Als ich ungefähr fünfzehn Jahr alt war, hegte ich den lebhaften Wunſch, Prieſter zu werden. Es war an einem Sonntag Abend. Ich ſaß in der Kirche und blickte bald auf die Orchideen, die draußen im Winde hin- und herſchwankten, bald auf die Votivbilder an den Wänden, Geſchenke von Leuten, die in der Stunde der Gefahr ihre Schutzpatrone angerufen hatten und von ihnen gerettet worden waren, — der aus Feuersnoth, der aus Mörderhänden oder Waſſerfluthen.

Als ich ſo träumend daſaß, begann mein Pathe zu predigen. Zufälliger Weiſe war zwei Nächte zuvor ein entſetzlicher Mord begangen worden. Drei Reiſende und ein Knabe hatten auf dem Wege von San Chriſtobel zur Küſte die Nacht in einem Hauſe in der Nähe des unſeren zugebracht. Sie führten eine Mantthierladung von Dollars mit ſich, den Ertrag der Waaren, die ſie in San Chriſtobel verkauft hatten.

Zehn unſerer Mitbürger, Miſchlinge böſer Art, waren in das Logirhaus eingebrochen. Sie waren auf Widerſtand geſtoßen und hatten deſhalb die drei Reiſenden getödtet und ſich in den Beſitz des Silbers geſetzt. Gerade, als ſie ſich entfernen wollten, hatte einer der Diebe den unter dem Bett verſteckten Knaben bemerkt und, um den unbequemen Zeugen los zu werden, hatten ſie ihn ebenfalls ermordet.

Man wußte im Orte recht wohl, wer die Thäter waren, aber man nahm ſie nicht feſt. Vermuthlich hatten ſie die Beamten mit einem Theil ihres Raubes beſtochen. Mein Pathe aber, der einige der Mörder in der Kirche gewahrte, wählte zum Text ſeiner Predigt das fünfte Gebot: „Du ſollſt nicht tödten.“

Nie habe ich eine beſſere Predigt gehört; und wirklich, noch ehe ſie zu Ende war, verließen zwei der Leute, von ihrem Gewiſſen gepeinigt, die Kirche, während viele Zuhörer in Thränen ausbrachen. So ergreifend hatte er den Mord an dem unſchuldigen Knaben geſchildert.

Ich erzähle die Geſchichte, weil ſie mich zum erſten Male an den Tod denken ließ und daran, ob ewige Seligkeit oder ewige Verdammniß wohl dereinſt mein Theil werden würde.

Ich erſchauerte dabei und mir war's, als ſtünde mir der Tod zur Seite, wie eben jezt. Darum beſchloß ich, ein Prieſter

zu werden, damit ich zeitlebens Gutes thäte und einmala Frieden fände.

Am folgenden Morgen ging ich in meines Vathen Zimmer und offenbarte ihm meinen Wunsch. Er hörte mir aufmerksam zu und antwortete: „Ich wollte, es könnte so sein, mein Sohn, denn nach meiner Ansicht wiegen die Güter jener Welt die der irdischen zehntausendmal auf. Mein, es kann nicht sein. Die Gründe sollst Du später erfahren, wenn Du älter bist. Dann, wenn meine Vormundschaft zu Ende ist, kannst Du Deine Wahl treffen, und wenn Du noch den Wunsch hegst, ein Priester zu werden, so mag es sein.“

Fünf Jahre gingen hin. Ich wurde stark und gewandt und übte mich in männlichen Künsten. Ich lernte auch fleißig auf meines Vathen Anregung hin, der mir sogar aus Spanien Bücher kommen ließ.

Darunter waren mancherlei Geschichten über mein eigenes Volk, die Indianer, und über seine Unterwerfung durch die Spanier. Die ermüdeten mich nimmer, wengleich ich voller Zorn die an meinen Stammesgenossen verübten Grausamkeiten las. Endlich, an meinem zwanzigsten Geburtstage rief mich mein Vathe in sein Zimmer, dessen Thüre er sorgfältig verschloß. Er war inzwischen recht alt und schwach geworden.

„Mein Sohn“ — begann er — „die Zeit ist gekommen, wo ich Dir die letzte Botschaft Deines geliebten Vaters, meines Veters und besten Freundes, ausrichten muß.“

„Du stammst aus königlichem Blute. Dein Ahnherr elsten Grades war kein Geringerer, als Guatemoc, der letzte der Aztekenkaiser, den die Spanier ermordeten. Alle Schriftstücke werden Dir das beweisen. Aber auch den Indianern ist es wohlbekannt, denn sie haben bis heute nicht vergessen, welchem Geschlechte ihre Könige entsprangen.“

„Dann wäre ich von Rechtswegen der Kaiser von Mexiko,“ antwortete ich stolz, denn in meiner Thorheit schien es mir eine herrliche Sache zu sein, einem Geschlechte zu entflammen, das einst die Krone getragen.

„Ach! mein Sohn,“ entgegnete der alte Priester traurig, „in dieser Welt geht Gewalt vor Recht, und die Spanier vergewaltigten das Deiner Eltern vor langen Jahren durch Folterqualen und Galgen. Das Ansehen, das Du durch Blut ererbt, bringt Dir nichts weiter ein, als die Hochachtung der Indianer.“

„Doch eines giebt es noch, das Dir von Deinem Ahnen Guatemoc und den Fürsten, die vor ihm herrschten, überkommen ist. Vielleicht entsinnst Du Dich noch, daß Dein Vater in der Nacht vor seinem Tode Dir ein Amulet um den Hals hängte, das er Dir wieder abnahm, um es mir in Verwahrung zu geben. Hier ist es.“

Damit reichte er mir ein Kleinod, das aus der Hälfte eines herzförmigen Smaragden bestand, ganz glatt vom Tragen, doch ungeschliffen, und das, wenn es mit der andern Hälfte vereint war, die Größe eines Taubeneies haben mochte. Der Stein war aber nicht zerbrochen, sondern der Länge nach durchgeschnitten und zwar so geschickt, daß Niemand, der nicht die eine Hälfte vor sich sah, den Schnitt nachahmen konnte. Das Amulet war in der Art durchbohrt, daß man es an einer Kette tragen konnte, und auf seiner Oberfläche waren einige Hieroglyphen und die Umrisse eines halben menschlichen Gesichtes eingravirt.

„Was ist das?“ fragte ich.

Der alte Priester zuckte die Schultern und antwortete: „Eine Reliquie, die, wie ich glaube, mit alten heidnischen Zauberkünsten und Beschwörungen zu thun hatte. Ich weiß nicht viel davon, außer, daß Dein Vater mir sagte, es wäre der kostbarste Besiz der Aztekenkönige, und die Eingeborenen glauben, daß, wenn die zwei Hälften des Kleinods wieder zusammenkommen, die

weißen Menschen aus Amerika vertrieben werden und wieder ein Indianerkaiser von Meer zu Meer herrschen wird.“

„Und wo ist die andere Hälfte, Vater?“

„Wie soll ich das wissen,“ entgegnete er empfindlich, „der ich an solche Geschichten nicht glaube und an Steine, in die Götzenbilder eingeschnitten sind, erst recht nicht. Ich bin ein Priester und deshalb hat mir Dein Vater wenig davon erzählt, denn nach dem Geseze darf ich doch keiner geheimen Gesellschaft angehören. Aber eine solche geheime Gesellschaft existirt und dank dem Talisman bist Du ihr Haupt, wie es Deine Ahnen vor Dir waren. Glück hat es ihnen nicht gebracht.“

„Außerdem habe ich Dir Briefe an einen Indianer zu geben, der in dem Distrikte lebt, dessen Rajate Dein Vater war. Wenn Du ihm den Stein zeigst, wird er Dir seine Geheimnisse enthüllen. Ich rathe Dir zwar, Dich nicht damit zu befassen, aber Du magst Herr Deiner Entschlüsse sein.“

„Dieser Mann wird Dir die Schätze erschließen, die Deine Ahnen seit Jahren aufgehäuft haben. Um dieser Schätze willen haben Dein Vater und viele Deiner Ahnen den Tod gefunden, denn das Gerücht davon ist zu den Ohren Derer gelangt, die Mexiko beherrschen. Weil es ihnen nicht gelang, das Geheimniß zu erforschen, deshalb folterten und tödteten sie in ihrer Wuth Deine Vorfahren.“

„Und nun höre die Botschaft Deines ermordeten Vaters. Wenn Ignatio zum Manne herangewachsen ist, soll er wissen, daß die Hoffnung niemals in uns gestorben ist, die Krone Guatemocs zurückzugewinnen und die verhassten Spanier aus dem Lande zu vertreiben. Deshalb haben wir Schätze auf Schätze gehäuft, damit, wenn die Stunde kommt, sie uns helfen können, unser Recht wieder zu erlangen. Er möge das Geheimniß hüten, damit ihn die Spione, die der Spanier durch das Land schickt, nicht verrathen und er bewahrt bleibe vor einem grausamen Tode.“

„So sprach Dein Vater, mein Sohn, in seiner Todesstunde zu mir. Und nun wirst Du verstehen, warum ich Dir sagte, Du müßtest warten, bevor Du Dich entscheiden dürftest, ob Du ein Priester wirst. Wenn Du noch den Wunsch hegst, so mag er erfüllt werden, denn Dein Vater hat Dir überlassen, Dich frei zu entschließen.“

Ich sann eine Weile nach und entgegnete dann: „So lange meines Vaters Blut noch ungerächt ist, mag ich kein Priester werden.“

„Es ist, wie ich fürchtete,“ bemerkte der alte Mann. „Der verfluchte Talisman, der nun um Deinen Hals liegt, hat auch an Dir, Ignatio, sein Werk begonnen. Du wirst denselben Pfad wandeln, wie die Andern, und vielleicht gleich ihnen einen blutigen Tod sterben. Oh, warum können die Menschen sich nicht zu Frieden geben und es Gott dem Allmächtigen überlassen, das Recht zu belohnen, das Unrecht zu bestrafen und die Geschicke der Völker zu leiten?“

„Weil für Recht und Unrecht Gott die Menschen zu seinen Werkzeugen erkies,“ entgegnete ich.

Innerhalb der nächsten Woche kamen einige als Lastträger verkleidete Indianer nach Tiapa, um mich in die Berge zu geleiten, in denen mein Vater gelebt und in denen er seine Schätze verborgen hatte.

Ich sagte meinem Vathe, dem Priester, Lebewohl und machte mich auf die Reise. Er weinte sehr beim Abschied. Ich habe ihn auch nie wiedergesehen, denn vier Wochen später packte ihn ein Fieber und er verstarb ganz plötzlich. Das Beste, was ich von ihm sagen kann, ist, daß, mit einer Ausnahme, Niemand im Himmel lebt, den wieder zu sehen ich mich so sehne, wie ihn.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Nachbar.

12) Novelle von Wilhelm Jensen.

Wenn ihr etwas unverständlich blieb, fragte sie, und er erklärte ihr's; nur von einem, wer er eigentlich sei und woher er stamme, sprach er nie, und da er's nicht that, wagte sie nicht, darüber eine Frage an ihn zu richten, obwohl sie schon seit Langem begriffen, der Name, den er führe, könne nicht sein wirklich sein. Doch einmal entgilt ihm, daß er zur Zeit, als der Krieg begonnen, fast noch ein Knabe, kaum achtzehnjährig gewesen sei, und schnell rechnend, fiel sie beinahe ungläubig staunend ein: „Da täuscht Dein Haar sonderbar, denn da kannst Du heute erst sechsunddreißig Jahre haben.“ Sie schwieg einen Augenblick, doch setzte dann hinzu: „Aber gedacht hab' ich's mir schon, Du könntest noch nicht älter sein.“

Er antwortete: „Nicht die Jahre machen das Alter, Kind, sondern was sie mit sich bringen; danach vermöchte ich Dein Veltervater zu sein.“ Und weiterprechend, gab er ihr heit' Ausruf, was ihn dazu gebracht, den Psthor aufzusuchen, dort einsam in der Dede sein Leben weiter zu führen. Tiefer Ekel vor der Welt, der Drang, keinen Menschen mehr zu sehen und zu hören, war's gewesen; um sich zu betäuben, hatte er zum Schwert gegriffen, fünfzehn Jahre hindurch im protestantisch-schwedischen Heere mitgekämpft, in allen deutschen Landen auf den Schlachtfeldern gestanden; aus einem bedachtlos gesprochenen Wort klang hervor, er habe auf jedem nach dem Tod gesucht. Als der Sieg sein Heerbanner vor drei Jahren bis hierher getragen, war er, auch von Abscheu von seiner Mitschuld an den Greueln des Krieges übermannt, sah zu dem Entschluß gekommen, drüben überm See, von Allem abgetrieben, wie sich lebend in ein Grab legend, sein Dasein zu beenden.

„Doch die Natur in uns sträubt sich dawider. Manche Monde lang ertrug ich's; aber als Dein Vater im Boot auf mich zum, schlug ich mein Ruder nicht ein, denn mir bangte danach, eine Menschenstimme zu hören.“

Am dem Abend fragte das Mädchen zum ersten Mal, wie eigentlich der kein Ende nehmende Krieg entstanden sei und wer die Schuld an seinem Anfang gehabt habe. Doch sie erschrak fast, als die letzte Frage ihr vom Munde gerathen, in den Augen des neben ihr Sitzenden loberte eine fremdartig düstere Gluth auf und er stieß aus: „Willst Du finden, die Alles vollbracht, geh' zu denen, die sich die Nachfolger Jesu heißen. Hohnlachend können sie Dir auch jagen —“

Die Zähne zusammenpressend, brach Görz Zureiben ab, fügte mild nach: „Es ist spät geworden, wir wollen schlafen, Kind.“ Aufstehend reichte er Etsrun die Hand; sie sagte: „Hab' ich Dir wohl gethan? — ich wollte es nicht — vergieb mir's, und unwillkürlich bückte sie sich und küßte seine Hand. Er legte die andere auf ihren Scheitel, leis über ihr Haar gleitend, und gab zurück: „Du kannst mir nur wohl thun, nicht weh.“

Das Mädchen schürte die Herdaluth zusammen, entzündete zwei Kienspäne dran, mit denen sie in ihre Schlafkammern gingen. Doch wie Etsrun in der ihrigen stand, wandte sie den Blick auf die Thür zurück, und etwas Fremdes tauchte aus dem Hintergrund ihrer blauen Augen hervor. Nicht zu deuten war's, was es sei, ein ungewisser traumhafter Glanz, zwischen den Lidern hinirrend und zergehend. An das kurze Aufleuchten eines scheinbar am nächtigen Himmel entlangschießenden, rasch wieder im Dunkel verschwindenden Sternes konnte es erinnern.

Sie setzte sich auf den Betrand, flocht wie immer, auf den in einer Klammer an der Wand brennenden Lichtspan blickend, ihr schweres Haar zum Pöpp. Danach zog sie ihr Kleid aus, und es enthüllte eine Gestalt, in der Kraft und Lieblichkeit sich vereinten, doch nicht mehr die eines Kindes. Es überkam sie, in sitzender Stellung den Kopf zurückzulegen; so sah sie über sich, offenbar noch nicht zum Schlafen hingestreckt, sie wollte sich noch wieder aufrichten. Doch die Augen schlossen sich ihr zu, und sie blieb liegen. Kälter Winter war's, nach einer Weile überließ merkbar ein Frostgefühl ihr den nur von grober Leinwand bedeckten Körper und mit unbewußtem Thun zog sie die Wolldecke über sich. Behutsam löschte sie sonst stets vorher den Kienspan, damit kein Brand durch ihn entstehen könne, zum ersten Mal hatte sie's vergessen.

Und so ist auch der zweite Winter, den die Weiden miteinander in dem einflamen Gehöft verlebt, vorübergegangen und der Frühling wieder über die Berge herabgekommen.

Mit stiller Sonnenscheinheit schritt dieser Frühling über das Land den See und brachte außer dem Klang von Menschenstimmen das Erwachen alles Lebens zurück; vom Boden aufschauende Blüten und grünes Laubgewinde an den Ästen, ein Singen in den goldig gewellten Lüften und jubelndes Vogelgeschmetter. Mit dem weckend hatten in den Tagen des Mittelalters die Spielleute auf den Gassen diese Zeit als den „wunne-mänot“, den Monat der hochblühenden Wiesen gefeiert, und sein Name war, die Bedeutung wandelnd, zu einem Wortausdruck lieblichsten Empfindens geworden. Denn auf den Burgen und in den engen, düsteren Städten durchfloß die vom langen Winterungemach Erlösiten aus der Wiederkehr des Lichtes und der Wärme, der Freudigkeit und Schönheit der Natur ein Gefühl der „Bonne“, von der sie zum ersten Mal so über alle Mägen herrlich beglückt zu werden meinten. Und ihnen gleich erging es Etsrun in diesem Jahr; ihr kam's einmal von den Lippen: So wundervoll sei der Frühling noch niemals gewesen.

Gleichmäßig führten die Weiden ihr gemeinsames Leben weiter, im Gehöft wie draußen bei der Arbeit kaum je für kurze Zeit voneinander getrennt. Kein Tag hatte sich darin von den vorhergegangenen unterschieden, zwischen ihnen wechselte ernsthaft und heitere Rede, denn auch Görz Zureiben konnte jetzt dann und wann mit einem Scherzwort erwidern oder selbst beginnen; wenn ihre Thätigkeit sie nach verschiedenen Richtungen führte, ertrugen sie es nicht lang, suchten sich rasch wieder auf. Und doch war etwas anders als früher, aber was es sei, ließ sich nicht erkennen. Hin und wieder kam es einmal, wie vom blauen Himmel der Schattenwurf eines Wölkchens, das schon verschwunden, in der Sonne zergangen ist, wenn der Blick sich nach ihm aufhebt; wie ein plötzlich am hauchlosen Mittag leis anschauernder Wind, kaum vom Gefühl aufgefaßt, und wieder tiefe Ruhe der Luft ringsum. Auf unbewegter Spiegelfläche des Sees entstanden zuweilen kleine zitternde Wellenkreise, deren Anlaß nichts kund gab; so konnte einmal in den Augen Weider, wenn sie sich gleichzeitig gegeneinander emporhoben, eine leicht unruhige Regung auftauchen, doch schon ausgeglättet, ehe sie deutlich erkennbar geworden.

Aber, wenn auch nur den feinsten Tassfäden fühlbar werdend, eine Veränderung war da, und von beiden Seiten ging sie aus. Bei allen Beweisen gegenseitiger enger und inniger Zusammenghörigkeit rührte manchmal etwas Zurückhaltendes an, weniger aus ihren Worten, als aus ihrem Thun. Wie immer reichten sie sich Abends beim Auseinandergehen und Morgens beim Wiedersehen die Hand, allein kürzer als ehemals, Beide zogen die ibrige rascher zurück. Und Etsrun warf sich nicht mehr, wie vordem zuweilen, ihrem väterlicher Lehrer mit plötzlich ausbrechendem Ungestüm an die Brust; sie war seit dem letzten Winter ungewerk't stilleren Wesens geworden, doch nicht, weil Bedrückenderes auf ihr lag, zu Zeiten konnte sie hell und glücklich aufachen. Eher weckte ihr Hausgenosse ein Gefühl, daß ab und zu seine Brust unter einem Druck atme, gegen ihn anringen müsse; an einer Abnahme der früheren rückhaltlosen Vertraulichkeit aber trugen augenscheinlich Beide gleichmäßig Schuld. Sie hatten etwas, das sie nicht mehr theilten; wie der Frühling zum Sommer weiterschritt, ließ sich empfinden, daß sie es sorglich voreinander bargen. Doch keiner nahm an dem Andern dies Bestreben gewahr, Jeder war nur für sich darauf bedacht.

Gleich wunderbar und weich lagen nun die Nächte wie die Tage über der Erde, die erkeren von vollem Mondglanz durchstrahlt; wenn er am Abend begann, ging Etsrun noch vom Haus, gegen Osten eine Strecke dem Ufer entlang, dort in einem stillen Bucht ihrer Reizung von Kindheit auf nachzugeben, sich erfrischt im Wasser zu wiegen; das hatte Görz Zureiben ihr gestattet, er wußte, ihr drohe keine Gefahr daraus, sie schwimme sicher und unermüdbar gleich einer Najade. Vorher indeß beim Sonnenuntergang führen sie stets zusammen auf den See hinaus, dann spiegelten die Felskronen der Berge aus der Tiefe herauf, und das Ruder anhaltend, sahen sie die Schatten wachen, sich feierlich über die stille Fläche hinlegen. Wenn das Boot so mit ihnen ruhte, rief das Mädchen sich gern die Erinnerung an den Sommer zurück, den sie droben auf der Höhe zugebracht, wie sie sich in Wind und Sonne an den grauen Steinzinnen hingestreckt, die hier tief unter ihr zu liegen schienen. Und eines Abends sagte sie: „In mir war etwas dabei, ich wußte damals kein Wort dafür, jetzt kenne ich's.“

(Fortsetzung folgt.)

### Atterlei.

**Isländische Mönchsanstalten.** Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. A. Gebhardt im „Globe“ eine Reihe von Erzählungen, die beweisen, daß auch in dem einsamen Island die Phantastie Mönchshausens unzweifelhaft blüht. Wir geben hier einige der Geschichten wieder. Eine von dem Bischof von Holar, Halldur Brynjólfson, „Der Wirbelwind“ betitelt, lautet: „Es war einmal ein heftiger Sturm. Da man aber trotzdem nicht unterlassen durfte, die Küche zu tränken, trieb man sie wie gewöhnlich hinunter in den Bach. Als aber die erste Kuh den Kopf zur Stalltür herausstreckte, kam ein so heftiger Windstoß, daß er der Kuh den Kopf zwischen den Hümpfosten abriß und fortführte, aber im gleichen Augenblicke kam ein zweiter Windstoß und setzte ihn ihr wieder auf, aber verkehrt, sodaß ihr von Stund an die Hörner abwärts standen.“ — Guomund Magnússon auf Hafrafell erzählt Folgendes: 1) Die Mäuse. Zu der Zeit, da ich zu Vestfildir im Hljósdal lebte, ging ich eines Abends spät noch spazieren. Da sah ich drei Mäuse von Osten her über den Fluß kommen und die Schnauze in die Höhe strecken. Da sie mir nun keine willkommenen Gäste deuteten, lief ich ihnen entgegen, und es gelang mir zunächst, die eine von ihnen in den Fluß zurückzuwerfen und darinnen zu ergetzen. Die zweite aber lief in ein Gehöft und die dritte in den Busch. Nun setzte ich hinter der Her, die in den Hof gelaufen war, denn ich wollte nicht haben, daß sie sich etwa dort einnistete. Ich jagte sie von einem Winkel zum anderen, bis sie endlich meiner Borghild unter die Röhre fuhr und ich ihrer so habhaft werden konnte. Nun wandte ich mich zur Verfolgung der dritten und sah, wie sie am Bergeshügel immer höher stieg. Ich lief ihr nun alsbald nach und holte sie endlich in halber Bergeshöhe ein.“ — 2) Die Forellen. „Einstmals kam ich im Wasser, das ich voll Forellen fand. Leider hatte ich kein Netz bei mir. Da gebrauchte ich die List, die Finger ins Wasser zu halten. Nun kamen die Forellen und an jeden Finger bis eine an. Darauf aber kamen noch mehr und bisßen an ihren Schwänzen an, und so immer mehr. Als ich nun gewartet hatte, bis mir die Schwänze lang genug erschienen, zog ich sie ans Land und hatte auf diese Weise viel mehr gefangen, als ich zu tragen vermochte.“ — 3) Der Schwänenfang. „Eines Tages gingen wir auf, um Schwäne zu fangen. Es war schwer, ihnen beizukommen, denn die Teiche waren tief, die Schwäne scheu. Da wandte ich die List an, unter dem Wasser an sie heranzukommen und sie an den Füßen zu fesseln. Dies vermutheten sie nicht und auf diese Weise brachten wir sie sämtlich in unsere Gewalt.“ — 4) Die Schneewehe. „Einst überschritt ich die Forudalskaide bei heftigem Schneefall. Der Schnee lag so tief, daß man auf seiner Oberfläche die Geleise sah, die meine Dhringe darin hinterlassen hatten.“ Gut gelogen!

**Ueber neue Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika** weiß ein Artikel der Septemberrummer der North American Review allerlei zu berichten. Es wird darin die Anklage erhoben, daß die Chinesen, die in San Franzisko und anderen größeren Städten der Vereinigten Staaten anständig sind, Sklavenhandel treiben, der ebenso empörend wie anstößend ist, als man einen Menschenhandel in irgend einem anderen Theile der Welt antreffen kann. Von den 20000 Chinesen in San Franzisko sind 3000 damit beschäftigt, einen lukrativen Handel mit Menschenfleisch zu treiben. Sie importiren und verkaufen Frauen und Mädchen aus China. Diese Menschenhändler halten einen vollständigen Sklavenmarkt ab, auf dem die Opfer gekauft und verkauft werden, ohne daß man irgend ein Hehl daraus macht, und dieses Geschäft hat sich so lukrativ erwiesen, daß die Händler mit Menschenfleisch reich und mächtig geworden sind. Die hilflosen Kreaturen, die auf diese Weise verkauft werden, bringen 150 bis 350 Dollar, es sind meistens junge Mädchen, die in ihrer Heimath von den Agenten der Sklavenhändler gestohlen wurden und die auf betrügerische Weise mit gefälschten Papieren in die Vereinigten Staaten eingeschmuggelt wurden. (Die Fälschung der Papiere ist schon deshalb nöthig, weil die Einwanderung chinesischer Frauen in den Vereinigten Staaten streng verboten ist. Anmerkung der Redaktion.) Es giebt im Ganzen 2200 chinesische Frauen und junge Mädchen in San Franzisko, von denen 1500 Sklaven im ausgedehntesten Sinne des Wortes sind, die ebenso aufgekauft und verhandelt wurden, wie das Rindvieh oder die Schafe. Alle Versuche, die bisher gemacht wurden, diesen schrecklichen Menschenhandel zu unterdrücken, sind fehlschlagen. Mitunter gelingt es einer oder der anderen Unglücklichen, die sich wegen der Grausamkeit ihres Herrn und Gebieters empört, sich an die Gerichte oder die Kirchenmissionen zu wenden, und wird das arme Wesen dann aus ihrer Sklaverei befreit; dies sind jedoch nur Ausnahmen. Die Opfer sind meist unwillig, abergläubisch, so daß ihre Gebieter ihnen leicht die Idee einpflanzen können, daß sie der Tortur unterworfen und zu Tode gefoltert würden, wenn sie sich an einen Beamten um Schutz wenden, und deshalb tragen sie lieber ihr schreckliches Loos, ehe sie neue Uebel über sich herabbeschwören, indem sie gegen dasselbe ankämpfen. Dieser Menschenhandel ist so sorgfältig organisiert und der Profit dabei so ungeheuer, daß die daran Beteiligten keine Kosten scheuen, jeden Versuch, durch Gesetz dem Uebelstand abzuhelfen, zu nichte zu machen. Der Handel geschieht unter den Augen und mit der Zustimmung der mächtigen Kompagnien, die die chinesischen Interessen in San Franzisko unter ihrer Kontrolle haben, und unter deren Schutz und mit Hilfe

ihrer Betrügereien, Heineide- und Unterthugung geküßt der Händel trotz aller Versuche, ihn auszurotten.

**Eine außerordentlich dreulige Antwort** gab, wie uns aus Guxhoben geschrieben wird, jüngst ein dorkiger Volksschüler in der Nechenunde. Der Junge war bei der Erläuterung der Geheimnisse der Bruchrechnung von einer empörenden Unaufmerksamkeit. Der Lehrer beschloß deshalb, ihm gehörig auf den Zahn zu fühlen und ließ ihn, aufzustehen. Dann redete er ihm folgendermaßen an: „Denke Dir, Du habest ein Stück Fleisch vor Dir. Was erhältst Du, wenn Du es durchschneidest?“ — „Zwei Hälften.“ — „Und wenn Du diese wieder theilst?“ — „Bier Viertel.“ — „Und wenn Du diese . . .“ — „Acht Achtel.“ — „Und wenn . . .“ — „Sechzehn Sechzehntel“, sagte der neue Jacques Traudi, denn diese richtigen Antworten konnte er nur einer höheren Beleuchtung verdanken; aufgenagt hatte er nicht, darauf konnte der Lehrer schwören. „Und wenn Du diese wieder theilst?“ fragte er deshalb beharrlich weiter. „Dann giebt es Hundfleisch“, jagte der Junge.

**Die Geschichte eines Cräsus.** Der verstorbene amerikanische Cräsus Ogden Goelet hinterläßt ein Vermögen von über 200 Mill. M. Er stammte aus einer Hugenottenfamilie, die nach dem Exil von Nantes nach Amerika ausgewandert war und deren Vermögen, gleich dem der Aitor, aus glücklichen Grundstückspekulationen in und bei dem schnell emporblühenden New-York erwuchs. Der Heim des Verstorbenen kaufte vor 100 Jahren u. a. ein großes Stück Land, auf dem heute einer der verkehrreichsten Theile New-Yorks steht, das aber damals meilenweit außerhalb der Stadt lag. Commodore Vanderbilt sah dessen zukünftigen Werth ebenfalls voraus, wollte Goelet den Landstreifen abkaufen und setzte, als dieser sich weigerte, ein Geheiß durch, das die Zwangsenteignung Goelet's und die Bestimmung des Areals zu Eisenbahngewegen von Staatswegen aussprach. Dasselbe Mandat verfuhrte vor 25 Jahren der berühmte Millionendieb Tweed in Bezug auf einen anderen Grundstückskomplex gegen Goelet anzuwenden. Diesmal aber gelang es diesem, das Expropriationsgesetz für verfassungswidrig erklären zu lassen.

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vespreibungen nach Auswahl vorbehalten.

**Der Ornamentenschatz**, Heft 9-14. Ein Musterbuch stilvoller Ornamente aus allen Kunst-Epochen, bestehend aus 100 Farbentafeln in prächtigem Farbendruck nebst reich illustriertem erläuterndem Text. Das Werk erscheint in 24 Lieferungen à 1 M. im Verlage von Julius Hoffmann, Stuttgart. Es ist eine wahre Freude, die in Bunt- und Golddruck ausgeführten Tafeln dieses in Deutschland allein dastehenden polychromen Ornamentwerks zu durchblättern, da nicht nur die Wahl, sondern auch die Darstellung der Ornamente ganz vortrefflich ist und alle Stilarten in einer ihrem Charakter entsprechenden Weise zur Geltung kommen. Kurze Texte mit eingedruckten Illustrationen geben in klarer und übersichtlicher Weise die Erläuterungen. Die in den vorliegenden Lieferungen 9-14 enthaltenen Tafeln gelten dem türkischen, byzantinischen, russischen, nordischen, romanischen und gotischen Kunsthandwerk und der italienischen Renaissance mit besonderer Betonung der für die einzelnen Länder charakteristischen Techniken. Wir wünschen dem Werke, das vorzüglich geeignet ist, der bei uns noch sehr im Argen liegenden Ausbildung des Farbenfinnes Vorhub zu leisten, die weiteste Verbreitung, besonders in den Kreisen der Dekorationsmaler und Dekorateurs. Bei dem beispieldes billigen Preis ist ja die Anschaffung dieses nutzbringenden Werkes Jedermann leicht möglich.

**Decorative Vorbilder.** Eine Sammlung von figürlichen Darstellungen und kunstgewerblichen Verzierungen. Decorative Thiere und Pflanzentypen, Plastikische Ornamente, Allegorien, Trophäen, Socialistische Motive u. s. w. IX. Jahrgang, Heft 1-4. (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Jährlich 12 Hefte à 1 Mark.) Der recht ausführliche Titel dieser Zeitschrift, welche jetzt ihren neunten Jahrgang begonnen hat, zeigt deutlich genug an, für welche Kreise dieselbe bestimmt ist. In der That wird Jeder, welcher nur irgendwo in Kunst und Kunstgewerbe sich bethätigt, mit außerordentlichem Nutzen diese Zeitschrift halten. Sie bietet eine Fülle von Anregungen durch ihre wundervoll ausgeführten Vorlagen, an welchen auch der Laie große Freude haben muß. Der Inhalt der Hefte ist wieder außerordentlich vielseitig, sie bringen zu dem bereits aufgestellten, großen Schatz neue werthvolle Beiträge. Als ganz besonders gelungene Beigaben nennen wir die Tafeln: „Füllungen“ von Du Bois Reymond, „Hafelstrauch und Eichhörnchen“, illustriert von Prof. Sturm, „Guirlanden“ von S. Bronner, „Gothische Motive“ von Prof. Hulme, „Schloß am Meer“ von H. de Bruycker, „Moderne Vögel“ von Erdmann, „Landschaftliche Frieze“ von Cassiers, „Weiße Theerosen“ von Rath. Klein u. J. w. Wir können die billige Zeitschrift warm empfehlen und hoffen, daß sie sich den Weg in die Vorkamer aller Zeichner und Kunsthandwerker bahnen wird.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ibig, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

